

mationsbegriff der Jugendlichen aus. Er ist weit gefasst und reicht von auf den eigenen Alltag bezogenen bis hin zu gesellschaftlich relevanten Themen. Doch ein zentrales Kriterium aller Jugendlichen ist, dass Information im Fernsehen eine Beziehung zur Lebenswelt haben muss.

Die beiden Studien zeigen, dass die persönliche Kommunikation im eigenen sozialen Umfeld und das Fernsehen eine bedeutende Rolle bei der politischen Sozialisation von Jugendlichen spielen. Sie zeigen auch, dass Jugendliche mit zunehmendem Alter stärker politisch interessiert sind. Darüber hinaus offenbart sich, dass es hinsichtlich politischer Sozialisation und Identitätsbildung eine problematische Gruppe gibt: die Mädchen. Da das Elternhaus einen prägenden Einfluss auf das Interesse an Politik hat, geht die Forderung von Schorb und Theunert, die Schule stärker als Träger politischer Bildung und gesellschaftlich relevanter Information einzubeziehen, etwas an den Lebensverhältnissen der Jugendlichen vorbei. Sicher mag es hilfreich sein, für diejenigen Jugendlichen, „die Infotainment und seriöse Information nicht trennen können und sich primär dem Infotainment zuwenden [...], politisch-gesellschaftliche Informationssendungen“ anzubieten, „die sich in der Art und Weise der Inhaltsvermittlung und der Machart an populärwissenschaftlichen Magazinen orientieren, die sich bei Jugendlichen großer Beliebtheit erfreuen“ (S. 188), um sie an „seriöse Informationsangebote“ heranzuführen, doch bleibt die Frage, ob damit die Interessen der Jugendlichen ernst genommen werden. Denn wie die Studie festgestellt hat,

machen die Jugendlichen einen Unterschied zwischen Politik und Politischem. Dieser Unterscheidung müssen sich nicht nur die Politiker, sondern auch die Fernsehmacher und Pädagogen stellen, weil sonst das Vertrauen der Jugendlichen in die offizielle, institutionalisierte Politik weiter sinkt. Das deutet auf mangelnde Selbstreflexivität der JFF-Studie hin. In Frage gestellt wird das Politikverständnis, die Weltbilder und die Fernsehnutzung der Jugendlichen, aber nicht der eigene Politikbegriff. So resultieren manch vermeintlich kritische Ergebnisse der Studie aus einem Umstand, auf den Kuhn in seiner Studie kritisch hingewiesen hat: der Gleichsetzung von politischem Interesse und politischer Motivation. Dennoch bietet gerade die JFF-Studie tiefe Einblicke in die Weltbilder von Jugendlichen. Zu streiten ist darüber, welche Konsequenzen aus den Ergebnissen gezogen werden müssen.

Lothar Mikos

### Wege aus der Kindheit in die Jugendphase

Das Thema ist anspruchsvoll: *Wege der Kindheit in die Jugendphase. Biographische Schritte der Verselbstständigung im Ost-West-Vergleich.* Diese Lebensschritte sollen in ihrer Ost-West-Unterschiedlichkeit erfragt, dokumentiert und differenziert werden. Die bereinigte Stichprobe zählt insgesamt 2.663 gültig ausgefüllte Fragebögen, dabei entfallen auf die Teilstichprobe Ost 933, auf die Teilstichprobe West 1.730 Fragebögen. Gefragt wird zunächst grundsätzlich nach den „materiellen, sozial- und familialstrukturellen Bedingungen des Aufwachsens“, dann im Ost-West-Vergleich u. a. nach dem „Familienklima und dem Erziehungsverhalten der Eltern“, nach der „Bezugsgruppenorientierung der Kinder und Jugendlichen“ und schließlich nach „Wegen der Kindheit in die Jugendphase“. Im Blick sind „Entscheidungsspielräume, unterschiedliche Gesellschaftslagen und Modernisierungsprozesse“.

Was der Rezensent zunächst beklagt, hat die Autorin dabei zu allerletzt zu verantworten: Die Entstehungsgeschichte der Untersuchung weist aus, dass im Frühjahr 1993 die Erhebung der Daten stattgefunden hat. Im Juli 1998 nimmt der Fachbereich Erziehungswissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg die Arbeit als Dissertation an. Im November des gleichen Jahres verteidigt die Autorin die Dissertation. Diese erscheint als Band 20 der Studien zur Jugendforschung dann im Jahre 2000. Die Rezension wird frühestens im Jahre 2001 veröffentlicht sein. Die Erhebung des Datenmateri-



**Catrin Kötters:**  
*Wege aus der Kindheit in die Jugendphase. Biographische Schritte der Verselbstständigung im Ost-West-Vergleich.* Opladen: Leske + Budrich 2000. 54,00 DM, 314 Seiten.

als wird zu diesem Zeitpunkt nahezu acht Jahre zurückliegen. Wer die Rasanz der Umschichtungen in dem gesellschaftlichen Segment kennt, mit dem die Autorin sich beschäftigt, wird sich keine Illusionen über den Aussagewert dieser Daten machen. Das weiß auch die Autorin. Zutreffend beschreibt sie ihre Fragebogenerhebung „streng genommen als Momentaufnahme der erhobenen Dimensionen kindlicher Lebenswelten“. Die Daten basieren „nicht auf einem längsschnittlichen Untersuchungsmodell“ (S. 75): „Insgesamt ist die Untersuchung als einmalige Repräsentationsbefragung angelegt. Ich treffe also Aussagen, zu meiner speziellen Untersuchungsthematik, bezogen auf den Untersuchungszeitpunkt 1993. Wo es möglich ist, werde ich sekundäranalytisch auf ältere Untersuchungen zurückgreifen und Entwicklungen aufzeigen“ (S. 76).

Der Rezensent befürchtet, dass sich das Material der Erhebung vom Jahre 2001 an leider ebenso nur noch sekundäranalytisch wird verwenden lassen bei Versuchen, kurzatmigen Querschnitterhebungen einen längeren Atem zu geben. Dass eine Autorin ein vitales Interesse daran hat, ihre Untersuchung in Form eines Buches als ersten Schritt einer akademischen Karriere zur Verfügung zu haben, ist nur zu verständlich. Dass Herausgeber und Verlag auf diesen Wunsch eingehen, überzeugt unter Gesichtspunkten der Wissenschaftsökonomie weniger. Um die Sache noch zusätzlich zu komplizieren: „[Die Dissertation entstand] im Rahmen des Projekts ‚Kindheit im Umbruch‘ und ist nunmehr der vierte Band, in dem wichtige Ergebnisse des Projekts nicht nur interessierten

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, sondern einer insgesamt breiten Leserschaft zugänglich gemacht werden sollen“ (S. 11). Weil die Untersuchung auf diese Weise Teil eines größeren Projekts ist, kann der geneigte, hoffentlich immer noch frohgemute Leser einer winzigen Anmerkung entnehmen, dass das Erhebungsinstrument, der Fragebogen, der den Inhalt der Studie dem Verständnis, gegebenenfalls der Kritik erst erschließt, nicht dem Anhang des Buches beigelegt, sondern in einer Veröffentlichung über das Gesamtprojekt abgedruckt ist, die sich der Leser erst mühsam aus einem Literaturverzeichnis von 29 eng bedruckten Buchseiten herausuchen muss (hat die Autorin das alles wirklich gelesen? Soll der Leser das als ergänzendes Material noch durcharbeiten?). Ihre Forschungsergebnisse möchte die Autorin nicht nur interessierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, sondern einer insgesamt breiten Leserschaft zugänglich machen. Der Lektor des betreuenden Verlags hätte die Autorin da wohl auf Inhalt und Form ihrer Veröffentlichung aufmerksam machen müssen: Sie schließt nämlich Lehrer, Erzieher, Medienpädagogen oder Eltern vom Verständnis weitgehend aus, wenn diese nicht ein solides Studium der Statistik hinter sich gebracht haben. Fachwissenschaftlich-methodologische Erörterungen blockieren erhebliche Anteile des Buchumfangs von 314 Seiten. Immer wieder hakt der nicht speziell geschulte Leser an Begriffen fest, die nicht oder nur schwer verständlich erklärt werden (z. B. Clusteranalyse, Varimax-Rotation, Chaidanalyse, Chi2-Test).

Als Darstellungsform hat die Autorin einen Ich-Bericht gewählt, der den Verdacht weckt, es hätten hier Formen eines Promotionsrituals (das über die Arbeit berichtende Referat) Pate gestanden, als argumentiere hier eine Examenskandidatin und nicht eine in zumutbarem Maße über den Sachdetails stehende Forscherin. Statt einer ermüdenden Fülle wieder nur dem Fachmann sich auf den ersten Blick erschließender Tabellen hätten Lehrer, Eltern, medienpädagogische Moderatoren wenigstens einige praktische Schülerantworten als Belege emotionaler Befindlichkeit dankbar registriert. Kategorien der Selbstbestimmung, die für die Wege einer Selbstfindung im Wechsel von der Kindheit zur Jugend typisch sind, zeigen sich in dieser Veröffentlichung, wo sie nicht einfach zu beobachtende Lebenspraxis betreffen, seltsam glatt und flach. So bleiben Werte, die Stadien einer Veränderung markieren könnten, unter der banalen Sammeldefinition „Was im Leben wichtig ist“ mehr vernebelt als sichtbar gemacht. Das Buch gibt nirgendwo darüber Auskunft, nach welchen Werten da im Einzelnen gefragt worden ist: Waren es Werte der Alltagspraxis, etwa „Pünktlichkeit“, „Ordnung“, „Fleiß“, „Aufrichtigkeit“, oder waren es Werte des marxistischen Humanismus, der Aufklärung oder des „christlichen Abendlandes“? Welche Werte bestimmten in welchem Maße die Kommunikation und die Interaktion in den Familien und in den Gleichaltersgruppen? Es kann ja doch wohl kein genügender Maßstab für Qualität und Tempo der Selbstfindung sein, wenn man sich „bei all dem, was im Leben wichtig ist“, von Eltern und Gleichaltri-

gen „hineinreden“ oder „nicht hineinreden“ lässt, wenn nicht gleichzeitig die Werte benannt werden, in deren Zusammenhang Kommunikation gesucht oder gemieden wird.

Eine der vielen Arbeiten, die in den Regalen von Hochschulbibliotheken verstauben werden, ohne dass das mit großem Fleiß erhobene Zahlenmaterial zu irgendeiner praktischen Wirkung kommt.

*Ernst Zeitter*

### Fernsehen im Lebenslauf

Bereits vor Jahren hatte Ben Bachmair festgestellt, dass sich Alltag und Medien durchdringen. In der so genannten Mediengesellschaft leben wir einen Alltag, der ohne Medien kaum noch vorstellbar ist. Sicher gibt es auch die Menschen, die z. B. bewusst ohne Fernsehen leben, doch nutzen auch sie zahlreiche Medien, von der Tages- und Wochenzeitung bis hin zu CDs. Das Fernsehen als Leitmedium der Gesellschaft hat eine große Verbreitung gefunden. In 98% aller Haushalte steht mindestens ein Fernsehapparat. Das war nicht immer so. Erst in den 50er Jahren setzte sich das Fernsehen als häusliche Freizeitaktivität durch. Seit dieser Zeit wuchsen die Kinder in der Bundesrepublik auch mit der Glotze auf, wie das Fernsehen oft abfällig genannt wird. Sie gehören zu der so genannten Fernsehgeneration. Christiane Hackl versucht in ihrer Untersuchung, die Zusammenhänge zwischen dem Fernsehen und dem individuellen Lebenslauf von Menschen herauszuarbeiten. Sie hat insgesamt 96 Personen aller Altersgruppen in Leipzig und München befragt. Zur Fernsehgeneration zählt sie diejenigen, die unabhängig von ihrem Alter „in ihrer Kindheit ein Fernsehgerät in der Familie besaßen“ (S. 143). Sie versteht Fernsehen als eine alltägliche Handlung und wollte von den Befragten wissen, welche Rolle es zu verschiedenen Lebensphasen in ihrem Alltag gespielt hat. Das individuelle Fernsehhandeln bezeichnet sie als Rezeptionsmuster. Wichtig war ihr, von den Befragten zu erfahren, wie ihr Alltag durch das Fernsehen strukturiert wurde, wie der Fernsehalltag individuell

gestaltet wird, welche Bedeutung das Fernsehen hat, welche Sendungen und Genres bevorzugt wurden, welche Rolle die Familie beim Fernsehen spielt sowie die Bedeutung von TV-Ritualen. Diese Fragestellungen wurden in Zusammenhang mit dem Lebenslauf der befragten Personen gebracht, um so auch Veränderungen im Fernsehverhalten im Verlauf des Lebens erfassen zu können. Dabei war sie einerseits daran interessiert, ob es Unterschiede zwischen der Generation, die ohne Fernsehen aufwuchs, und der Fernsehgeneration gab. Außerdem interessierten sie die Unterschiede zwischen den in der DDR und in der Bundesrepublik Aufgewachsenen.

Ein wesentliches Ergebnis ist sicherlich, dass Christiane Hackl in ihrer Untersuchung keine Ost-West-Unterschiede bei den Rezeptionsmustern finden konnte. Das Fernsehen war in Ost und West gleichermaßen in das Familienleben integriert oder eben auch nicht. In beiden deutschen Staaten fanden sich Umgangsweisen, die von einer starken Reglementierung des Fernsehkonsums für die Kinder gekennzeichnet waren, bis hin zu kaum vorhandenen Reglementierungen. Die Unterschiede zwischen der Fernsehgeneration und den Älteren zeigten sich weniger in den Vorlieben für bestimmte Genres oder Sendungen als vielmehr im alltäglichen Umgang mit dem Medium. Für die Fernsehgeneration war das Medium zu einem selbstverständlichen Bestandteil des Alltags geworden. Das zeigte sich in einem „zwangloseren Umgang mit dem Medium“ (S. 222). Sie hatten aber auch Ansprüche an das Fernsehen entwickelt, die sich auch in der Kritik an den Pro-



**Christiane Hackl:**

*Fernsehen im Lebenslauf. Eine medienbiographische Studie* [Kommunikation audiovisuell Band 25. Beiträge aus der Hochschule für Fernsehen und Film München]. Konstanz: UVK Medien 2001. 45,00 DM, 398 Seiten mit Tab.